

Augsburger
Universitätsreden | 80

80

Gender und Diversität
Que(e)r durch alle Disziplinen



Impressum

Augsburger Universitätsreden

Herausgegeben von der Präsidentin der Universität Augsburg

Redaktion: Pressestelle der Universität Augsburg

Titelgrafik: Pressestelle

Satz: Waldmann & Weinold Kommunikationsdesign

Druck: Druckerei Joh. Walch, Augsburg

Gender und Diversität – que(e)r durch alle Disziplinen

Beiträge aus Augsburger Ringvorlesungen
Hg. v. Marita Krauss, Heike Krebs und Stephanie Waldow
Augsburg 2019

Inhalt

Einleitung	9
------------	---

Gender, Kultur, Politik

Exakt neutral – Wie wir geschlechtsspezifische Benachteiligung in der Arbeitswelt verhindern können Eva Pörnbacher	21
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Frauen und Politik – Noch ein Thema für die politische Bildung? Christian Boeser-Schnebel	31
-------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Gender- und kulturtypische Roboter und virtuelle Agenten und ihr Einfluss auf unsere Wahrnehmung von Technologie Elisabeth André und Birgit Lugin	39
------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Intersektionalität als Ansatz in der Vertriebenenforschung Markus Stadtrecher	49
----------------------------------------------------------------------------------	----

Gender, Heterogenität, Schule

Gender und kulturelle Heterogenität in der Schule Wiebke Waburg und Verena Schurt	63
--------------------------------------------------------------------------------------	----

„Du nichts – ich Mann“ – musikpädagogische Impulse zum Umgang mit Gender- und Diversitätsfragen Daniel Mark Eberhard	77
-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Die Gender-Dimension in der Mathematik und im Mathematikunterricht Renate Motzer	85
-------------------------------------------------------------------------------------	----

Gender im Englischunterricht
Engelbert Thaler 95

UniMentoSchule – gendersensible Studienorientierung
an der Universität Augsburg: Konzept, Effekte und
Empfehlungen
Ulrike Schäufele, Katharina Scharrer, Heike Krebs 105

Sexuelle Orientierung, Kirche(n), Recht

Gleichgeschlechtliche Partnerschaften,
katholische Theologie und Kirche:
ein Konfliktfeld grundsätzlicher Natur
Kerstin Schlögl-Flierl 121

„Wider die Natur“?
Zum theologischen Homosexualitätsdiskurs
im gegenwärtigen Protestantismus
Bernd Oberdorfer 133

Liebe und Sexualität – Eine (un)mögliche Beziehung!
Klaus Arntz 147

Pflichtteil – Familienvermögen im alten Rom
und in neuer Lebenspartnerschaft
Christoph Becker 163

Ethnische Diversität, Gerechtigkeit, Kunst

Lehrkrafturteile im Kontext sozialer und
ethnischer Diversität
Anita Tobisch und Markus Dresel 195

Gerechtigkeitstheoretische Forschungsperspektiven
auf Migration und Bildung
Wassilios Baros 201

Schwarz-Weis(s)heiten im Rap.
Der künstlerische Umgang mit Hybridität, Rassismus
und Identität in den Werken von Samy Deluxe und B-Tight
Ina Hagen-Jeske 209

Religion, Gender, Diversität

Religiöse Diversität als Herausforderung unserer Zeit:
Interreligiöses Lernen im Bild des Dialogs
Georg Langenhorst 221

Gewalt und Religion – auch eine Genderfrage?
Elisabeth Naurath 235

Zwischen Postfeminismus und Postpatriarchat.
Genderthematische Aspekte religionsbezogener
verschwörungstheoretischer Erzählungen in den
francobelgischen Comics
Thomas Hausmanning 245

Fünf Jahre Transdisziplinäres Forum Gender und Diversität – Ein Plädoyer für die Vielfalt

Heike Krebs 255

Anmerkungen 271

Quellen und Literatur 309

Beiträgerinnen und Beiträger 339

Liebe und Sexualität – eine (un)mögliche Beziehung!¹

„Sex ist doch nur eine Begleiterscheinung der Liebe. Sex ist wie Suff. Aber Liebe ist etwas Verbindliches!“² Prägnanter und provokativer (vielleicht auch primitiver?) lässt sich die im Titel dieses Beitrags angedeutete Zweideutigkeit nicht auflösen.

Die beiden Protagonistinnen der Zwei-Frauen-Band „Schnipo Schranke“ – das Akronym für „Schnitzel“, „Pommes“ und „Schranke“ – bringen es auf den Punkt. In ihrem Mensa-Campus-Interview mit der Wochenzeitung „Die ZEIT“ vom 26. November 2015 behaupten sie nicht nur, die Verbindung von Sexualität und Liebe sei möglich, sondern mehr noch: Sexualität und Liebe – das ist eine verbindliche Beziehung. Die nachfolgenden Ausführungen werden dieser Spur folgen.

Liebe und Sexualität – eine unmögliche Beziehung!

Mit drei kurzen literarischen Querverweisen soll diese These unterstrichen werden. In seinem Roman „Paarungen“³ aus dem Jahre 1992 legt Peter Schneider der Hauptfigur Theo die Worte in den Mund: „Die Institutionen der Liebe befinden sich in offener Auflösung, weil die ihnen zugrunde liegenden sozialen und kulturellen Zwänge verschwinden.“⁴

Mit dieser kaum bestreitbaren Diagnose verbindet Theo eine provozierende Frage, ohne jedoch selbst eine Antwort zu geben: „Warum nicht eigentlich von der gegenseitigen Annahme ausgehen, nämlich von der Untreue als Regel, von der Zwangsläufigkeit der Trennung, von der Endlichkeit jeder Liebe? [...] Warum beklagen wir uns, warum sind wir immer wieder enttäuscht, warum erklären wir uns nicht einverstanden mit der Erfahrung, dass die Vergänglichkeit der Normalfall der Liebe ist?“⁵

Das hier angesprochene Einverständnis mit der Vergänglichkeit der Liebe als Normalfall des Lebens wird auch thematisiert von Raymond Carver in seiner Erzählung „Wovon wir reden, wenn wir von Liebe reden“:⁶ „Ich will euch sagen, was echte Liebe ist“, sagte Mel. „Ich mein, ich erzähl euch ein gutes Beispiel. Und dann könnt ihr eure eigenen Schlüsse daraus ziehen“ [...]. „Was weiß denn einer von uns wirklich von der Liebe?“ sagte Mel. „Mir kommt es so vor, als wären wir in der Liebe alle Anfänger. Wir sagen, wir lieben uns, und wir tun es auch, daran zweifle ich gar nicht. Ich liebe Terri, und Terri liebt mich, und ihr zwei liebt euch auch. Ihr kennt die Art Liebe, von der ich jetzt spreche. Körperliche Liebe, der Impuls, der dich zu einem bestimmten Menschen hinzieht, wie auch Liebe zur Person des anderen, zu seinem oder zu ihrem Wesen, sozusagen. Fleischliche Liebe und, na, nennen wir sie sentimentale Liebe, die tägliche Fürsorge für den anderen. Aber manchmal fällt es mir schwer, die Tatsache zu erklären, dass ich meine erste Frau auch geliebt haben muss. Aber es war so, ich weiß, dass ich sie geliebt hab“ [...]. Es gab eine Zeit, ich liebte meine erste Frau mehr als das Leben. Aber jetzt kann ich sie nicht mehr ertragen. Ehrlich. Wie soll man sich das erklären? Was ist aus der Liebe geworden? Was ist daraus geworden – das würde ich gern wissen. Ich wollte, jemand könnte mir das erklären“ [...]. Mel hörte auf zu reden und trank einen Schluck. „Ihr zwei seid jetzt achtzehn Monate zusammen, und ihr liebt euch. Man sieht es euch an. Ihr strahlt es förmlich aus. Aber ihr habt beide andere Menschen geliebt, bevor ihr euch begegnet seid. Ihr seid beide schon verheiratet gewesen, genau wie wir. Und davor habt ihr wahrscheinlich auch schon andere Menschen geliebt. Terri und ich sind jetzt fünf Jahre zusammen, vier davon verheiratet. Und das Schreckliche, das Schreckliche ist auch das Gute, das, was uns rettet, könnte man sagen, ist, dass, wenn morgen einem von uns etwas zustieße – nehmt es mir nicht übel, wenn ich das sage -, aber wenn morgen einem von uns etwas zustieße, ich glaube, der andere, die andere Person würde eine Zeit lang trauern, versteht ihr, aber dann würde derjenige, der noch lebt, sich wieder in der Welt umsehen und wieder lieben und sehr bald einen anderen Menschen haben. Und all das, die ganze Liebe, von der wir hier reden, würde nur noch Erinnerung sein.“⁷

Bei Raymond Carver ist es eine Liebe, die es nur noch in der (schmerzhaften) Erinnerung gibt. Liebe – als längst vergangenes, zu tiefst vergängliches, vielleicht sogar als höchst riskantes Glück. Bedroht, nicht nur vom unausweichlichen „thanatos“, sondern vielleicht sogar vom unberechenbaren „eros“?

In diese Richtung gehen die Überlegungen des dritten literarischen Kronzeugen. Es ist der 1971 geborene Autor Sven Hillenkamp. Mit seinem Buch „Das Ende der Liebe. Gefühle im Zeitalter unendlicher Freiheit“⁸ hat er – wie Ulrich Beck seinerzeit anerkennend kommentierte – „ein großartiges, brillantes Buch über die Unvereinbarkeit von Freiheit und Liebe“⁹ geschrieben. Dort ist zu lesen: „Wie die Liebe sich einst befreit hat von den Zwecken, die ihr übergeordnet waren, hat die Sexualität sich jetzt befreit von der ihr übergeordneten Liebe [...]. Zwar war die Sexualität nie eins mit der Liebe, doch jetzt bedroht sie sie nicht mehr nur als tierischer Trieb [...], sondern als gleichberechtigter Weg zum Glück.“¹⁰

Hier werden – mit Blick auf das Lebensglück – Liebe und Sexualität in ein spannungsreiches, ja sogar konflikträchtiges Konkurrenzverhältnis gebracht. Es ist kaum zu bestreiten: Die zunehmende Vergänglichkeit der Liebe und die fortschreitende Emanzipation der Sexualität von gesellschaftlichen Zwängen und Zwecken haben die aktuellen Fragestellungen der Sexualethik in ein völlig neues Koordinatensystem gerückt, in dem die freiheitliche Selbstbestimmung als personale Autonomie zum zentralen Orientierungspunkt geworden ist.

Die aktuelle Frage nach dem Verhältnis im Horizont eines modernen Freiheitsverständnisses hat Eberhard Schockenhoff so fokussiert: „Die entscheidende Alternative stellt sich vielmehr durch die Frage, ob die Bedeutung menschlicher Sexualität im Sinn emanzipatorischer, egalitärer und permissiver Bestrebungen ausschließlich durch die autonomen Zielsetzungen einzelner Individuen bestimmt wird, so dass jede sexuelle Betätigung als gleichermaßen legitim gelten muss, solange sie nur vom freien Konsens der Beteiligten getragen ist, oder aber ob generelle anthropologisch plausible Bestimmungsaussagen über die menschliche Sexualität möglich sind, die im Hin-

blick auf eine gesamt menschlich personale Integration des sexuellen Triebverhaltens maßgeblich bleiben.“¹¹

Votiert man für die erste Option, dann wird die Freiheitsentscheidung der Beteiligten zum hinreichenden und zureichenden Kriterium für die moralische Bewertung sexueller Praktiken. Grundlegend wäre für die Sexualethik – ähnlich wie in der angelsächsischen Bioethik – das Erlaubnisprinzip. Das bedeutet: Sexualität und Liebe können, aber sie müssen keinesfalls eine verbindliche Koalition bilden. Das wäre im Einzelfall Verhandlungs- und Entscheidungssache.

Im Magazin der Süddeutschen Zeitung präsentieren die Protagonist*innen die Geschichte ihrer offenen Beziehung wie folgt: „Wir sind jung. Wir sind schön. Wir haben Lust. Auch auf andere. Wir wollen trotzdem ein Dream-Team bleiben. [...] Vielleicht war es ein Fehler, dass wir bisher keine Regeln aufgestellt haben für das, was passieren kann, passieren darf, passieren muss. Also: eine Abmachung. Solange es nur Sex ist, ist alles erlaubt. Aber: keine Gefühle. Und: nicht im Freundeskreis. Und: Alles wird erzählt. [...] Es sind Regeln, mit denen die Freiheit sicher werden soll. ‚Wir haben uns etwas ausgedacht, das größer ist als alles, was wir kannten‘, sagt Paul. ‚Die höchste Form der Liebe.‘“¹²

Gegen diese Form der freien Liebe lassen sich Einwände wohl nur auf der Basis fundamentaler Verstöße gegen die Würde der anderen Person erheben. Erhellend sind dazu die Argumentationslinien bei den Kontroversen zum Prostitutionsgesetz. Bei den so genannten „Sexarbeiterinnen“ wird Sexualität ohne Liebe propagiert und honoriert. Aber ist das so genannte „älteste Gewerbe der Welt“ tatsächlich eine Berufstätigkeit wie jede andere? Oder stellt die kommerzielle Vermarktung der körperlichen Liebe eine von den Intentionen der Beteiligten unabhängige Verletzung der Menschenwürde dar, die auch nicht durch die freie Zustimmung der Betroffenen unterlaufen werden kann?

Der Philosoph Peter Bieri stellt in seinem Buch „Eine Art zu leben“¹³ vielfältige Möglichkeiten menschlicher Würde vor und präsentiert

ein irritierendes Beispiel: „Haben Sie von Manuel gehört? Von Manuel Wackenheim, dem französischen Zwerg? Er ist bis vor die UNO gezogen, um sich sein Recht, im Zirkus geworfen zu werden, zu erkämpfen. Er hat verloren. Es verstoße gegen die Würde des Menschen, sagten die Richter. Ich frage Sie: Und was ist mit der Würde, die in der Freiheit der Entscheidung liegt?“¹⁴

Peter Bieri, der unter dem Pseudonym Pascal Mercier als Schriftsteller höchst erfolgreich ist, lässt in einem fiktiven Dialog den Zwerg selbst zu Wort kommen: „Ich will Ihnen mal was sagen [...]. Ich stelle mich der Show freiwillig zur Verfügung. Ich war es, der darüber bestimmt hat, mich werfen zu lassen. [...] ich habe mich entschieden, mich benutzen und begaffen zu lassen. Es war meine freie Entscheidung, meine freie Berufswahl [...]. Und deshalb können Sie nicht daherkommen und etwas von verlorener Würde faseln.“¹⁵

Für Peter Bieri jedoch ist klar: Das Gericht hat richtig entschieden. Denn der „zwergengewüchsige Mensch [...] wird als menschliches Spielzeug und kurioses Wurfgeschoss nur besichtigt. Die Veranstaltung lebt davon, dass er geworfen wird, weil er diesen Makel hat.“ Würde man kleine Kinder durch die Manege hin und her werfen – die Zuschauer*innen blieben aus. Oder anders gefragt: „Freies Entscheiden ist eine notwendige Bedingung für die Würde. Ist es aber auch eine hinreichende Bedingung?“¹⁶

Sexualität und Liebe – eine mögliche Beziehung!

Wenn man diese Frage mit Blick auf unser Thema verneint, dann folgt daraus ein entschiedenes Plädoyer für die zweite im Titel enthaltene Option: Sexualität und Liebe – eine mögliche Beziehung!

Starke Argumente für diese These bietet die Studie zur Jugendsexualität 2015 der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.¹⁷ Bei den Gründen für Zurückhaltung bei sexuellen Aktivitäten steht bei den deutschen Frauen zwischen 14 und 25 Jahren mit 67 Prozent das Fehlen der oder des Richtigen an erster Stelle – gefolgt von fehlendem Interesse mit 16 Prozent. Die Angst vor möglicher Schwangerschaft rangiert mit elf Prozent auf dem letzten, dem zwölften

Platz möglicher Gründe. Den richtigen Partner oder die richtige Partnerin gefunden zu haben und der Aufbau einer festen Beziehung sind offensichtlich für die Entscheidung, sexuell aktiv zu werden, von entscheidender Bedeutung. Diese Zahlen sind keine wirkliche Überraschung. Im Jahre 2003 konnte Gunther Schmidt in einer Studie zum Thema „Beziehungsbiographien im sozialen Wandel“¹⁸ ähnliche Ergebnisse für 30-45-60-jährige Männer und Frauen aus Hamburg und Leipzig feststellen.

Das erste Resultat der Untersuchung von Schmidt lautet: Die Ehe hat ihre Monopolstellung für die Rechtfertigung gelebter Sexualität verloren. Das zweite Ergebnis belegt: Die Sexualität ist fest im Griff der Partnerschaft. Darüber hinaus dokumentiert die Studie die Bedeutung der Treue für junge Menschen – auch der sexuellen Treue. Jedoch hat sich das Verständnis von Treue womöglich nachhaltig verändert. Treue ist nicht mehr an eine Institution wie die Ehe oder per se an eine Person gebunden, sondern an das Gefühl zu dieser Person: als Treue zu sich selbst. Eva Illouz kennzeichnet den Sachverhalt als das „Regime emotionaler Authentizität“¹⁹ Dabei kommt es – im Gegensatz zu dem von ihr als „Regime der Performativität von Gefühlen“²⁰ charakterisierten Modells – vor allem darauf an, „daß die Akteure ihre Gefühle kennen, daß sie aus solchen Gefühlen heraus handeln, die dann die tatsächlichen Bausteine einer Beziehung bilden müssen.“²¹

Für die mögliche Verbindung von Sexualität und Liebe ergibt sich daraus eine paradoxe Situation. Wenngleich die Dauer von Beziehungen heute immer mehr abnimmt, so doch nicht der Wunsch nach dauerhaften, ja lebenslangen Beziehungen. Theos Ratschlag, sich mit dem Scheitern schon im Vorfeld abzufinden, ist womöglich in dieser Konstellation der größere Selbstbetrug als die Sorge davor, dass die Vergänglichkeit der Liebe zur eigenen Lebenserfahrung werden könnte.

Christian Schuldt erläutert in seinem Buch „Der Code der Herzen. Liebe und Sex in den Zeiten maximaler Möglichkeiten“:²² „Die Instabilität heutiger Beziehungen ist nicht eine Folge von Bindungslosig-

keit oder Beziehungsunfähigkeit. Sie ist viel mehr die Konsequenz des hohen Stellenwertes, der Beziehungen für das persönliche Glück beigemessen wird und der hohen Ansprüche an ihre Qualität.“²³ Aber gibt es – über statistische Daten hinaus – für die mögliche, man könnte jetzt auch präziser sagen, für die erwünschte Beziehung zwischen Sexualität und Liebe starke Argumente? Dann muss der Versuch unternommen werden, „generelle anthropologisch plausible Bestimmungsaussagen über die menschliche Sexualität“²⁴ zu machen, die das Ziel verfolgen, eine „gesamtmenschlich personale Integration des sexuellen Triebverhaltens“²⁵ zu ermöglichen.

Die menschliche Sexualität ist, wie Volkmar Sigusch vom Institut für Sexualwissenschaft am Universitätsklinikum Frankfurt am Main, verdeutlicht hat, eine moderne Begriffsprägung: „Sexualität als Ausdruck für den Gesamtzusammenhang des menschlichen Geschlechtslebens, in seinen biologischen, sozialen und psychischen Aspekten und die Weise, wie dabei die Dimension individueller Personalität ins Zentrum rückt, ist ein Produkt des gesellschaftlichen Individualisierungsprozesses der vergangenen Jahrhunderte.“²⁶ Dabei kristallisieren sich zwei grundlegende Tendenzen zum Verständnis der menschlichen Sexualität heraus. In Naturwissenschaft, Medizingeschichte und Sozialgeschichte wird Sexualität als historisch-reale-naturale Gegebenheit verstanden, während in Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte die Sexualität als diskursives Phänomen begriffen wird.

Die Anerkennung der Diskursabhängigkeit führt zu facettenreichen Perspektiven auf das Thema. Keine kann dabei Exklusivität beanspruchen, wie der Literaturwissenschaftler Rüdiger Schnell unterstreicht: „Die Sexualität des Menschen kann also als ein ästhetischer Aspekt des Körpers, als ein moralisches Problem seiner Triebstruktur, als biologisch-physiologische Ursache größter Lust bzw. als psychische Gefährdung der Persönlichkeit, als Medium sozialer Kommunikation, als Bedrohung gesellschaftlicher Ordnung u.a. gesehen werden und erweist sich somit als Produkt und Gegenstand zugleich zahlreicher Diskurse.“²⁷

Mit Blick auf die These von der möglichen Beziehung zwischen Se-

xualität und Liebe ist daher festzuhalten, dass es – historisch gesehen – tatsächlich um eine Trias geht. In gewisser Hinsicht könnte man von einer wirkmächtigen „Dreiecksbeziehung“ sprechen: Sexualität, Liebe und Ehe sind die Verbindungsglieder. In diesem Dreiklang kam der Institution Ehe in der Vergangenheit eine zentrale gesellschaftsstabilisierende und zugleich moralisch disziplinierende Funktion zu, die – so die Befürchtung – mit dem exklusiven Rekurs auf die beiden anderen Aspekte nicht ausreichend gesichert werden kann. Die destabilisierenden, mitunter anarchischen Auswirkungen der so genannten romantischen Liebe wurden von Niklas Luhmann thematisiert, der verdeutlicht, dass trotz „aller mittelalterlichen Wurzeln der ‚romantischen Liebe‘ [...] ihre Institutionalisierung als Ehegrundlage eine entschieden neuzeitliche Errungenschaft“²⁸ darstellt. Barbara Kuchler und Stefan Behr führen im Kontext soziologischer Theorien der Liebe aus: „Nur ein ausreichendes Maß an struktureller Differenzierung und Entkoppelung verschiedener institutioneller Komplexe voneinander kann dafür sorgen, dass ein Freiraum entsteht, in dem romantische Liebe sich als dominierende Handlungslogik etablieren kann und die Störeffekte in Bezug auf andere Strukturen sich in Grenzen halten.“²⁹

Der Siegeszug des romantischen Liebesideals im 19. Jahrhundert, verbunden mit der Semantik der Passion³⁰ – der leidenschaftlichen Liebe –, ermöglicht erst die Liebesheirat auf Basis der freiheitlichen Partnerwahl. Eine Perspektive, die uns heutzutage selbstverständlich erscheint und nur noch in traditionalistischen oder religiös-fundamentalistischen Traditionen in Frage gestellt wird.

Folgt man vor diesem Hintergrund der als klassisch zu beschreibenden phänomenologischen Differenzierung der Liebe in Eros – Philia – Agape,³¹ also in die erotische, freundschaftliche und die selbstlose Liebe, dann ergibt sich eine klare moralische Hierarchie: Die agape, als reine, selbstlose Liebe (bei Fenelon als amour pur favorisiert), war moralisch schon immer über jeden Zweifel erhaben. Auch die philia stand, als echte Freundschaft (nach Michel de Montaigne ohnehin nur eine Angelegenheit unter Männern), im Ansehen höchster Tugend (wie Aristoteles und Cicero bestätigen). Ein moralisches

Schattendasein führte immer nur der eros, die erotisch-begehrende Liebe (im Anschluss an Augustinus auch „amor concupiscentiae“ genannt). Sie bedarf der moralischen Domestizierung: am besten in der Ehe – dem traditionellen sexualethischen vademecum und „remedium concupiscentiae“. Das wusste vor Augustinus schon Plutarch. In seinen Ratschlägen zur Ehe fordert er, das Ehegemach zur „Schule des gesitteten Verhaltens“³² zu machen.

Die Ehe als Institution fungierte folglich nicht primär als geschützter Freiraum zur Gestaltung und Entfaltung der eigenen sexuellen Identität und als Schutzraum für gelebte sexuelle Intimität. Sie wurde vor allem deren exklusiver Spielraum mit klar definierten Regeln und Grenzen. Sexualität und Liebe wurden normiert und reglementiert auf der Basis biologischer Vorgaben und gesellschaftlicher Aufgaben.

Der Fokus war präzise: Die Sexualität steht im Dienst der Fortpflanzung. Das ist – so die naturrechtliche Deutung – ihre vornehmste Aufgabe. Alle anderen Dimensionen sind nachrangig. Die wirkungsgeschichtliche Relevanz dieser Fixierung von Sexualität und Liebe ist kaum zu überschätzen. Das ist ein platonisch-stoischer Konsens, dem sich das Neue Testament angeschlossen hat, der von den lateinischen Kirchenvätern profiliert wurde und bis in die jüngste Gegenwart von der kirchenamtlichen Tradition römisch-katholischer Prägung zementiert wird.³³

Zur Freilassung des Eros bedurfte es – im Hinblick auf die Beziehung von Sexualität und Liebe – weiterer Emanzipationen, deren Etappen hier nicht nachgezeichnet werden können. Von den gesellschaftlichen Differenzierungsprozessen als Bedingung der Möglichkeit für diese Entwicklung war bereits die Rede. Für die radikale Neujustierung des Verhältnisses von Sexualität und Liebe ist schließlich aber eine medizinisch-pharmazeutische Innovation von bahnbrechender Bedeutung gewesen: die Pille.

Die Möglichkeit zu effektiver Kontrazeption im Horizont der Forderung nach reproduktiver Freiheit ist die Bedingung der Möglichkeit für die so genannte sexuelle Revolution Ende des 20. Jahrhunderts.

Sie steht primär im Dienst der freiheitlichen Selbstbestimmung der Frauen. Dies gilt unbeschadet der damit verbundenen medizinischen, anthropologischen, ethischen und gesellschaftlichen Ambivalenzen. Man rufe sich stellvertretend die kritischen Töne von Max Horkheimer in Erinnerung: „Selbst die Liebe, die erotische Sehnsucht, ist aufgrund des technischen Fortschritts überholt, denn geschlechtlicher Genuß wird durch die Pille leichter erfüllbar als der Appetit durch kultivierte Nahrung.“³⁴

Aber unbestritten gilt auch das Andere: „Erst wenn die geschlechtliche Vereinigung zweier Menschen nicht mehr von der Wahrscheinlichkeit der Empfängnis begleitet ist, hört sie auf, eine primär soziale und kollektive Angelegenheit zu sein und wird privat.“³⁵ Auch wenn Peter Brown vor allem die spätantike Lebenswelt im Blick hat, so ist seine Feststellung nach wie vor aktuell, wenn er hinweist auf „das gewaltige Leid, das jede unterentwickelte Gesellschaft den Körpern ihrer gebärfähigen Frauen auferlegt“³⁶ hat.

Die Trennung von Sexualität und Fortpflanzung, die mit der Verfügbarkeit artifizierender Kontrazeptiva in den 1960er Jahren eine neue Dimension erreichte, veränderte grundlegend die Architektur geschlechtlicher Beziehungen. Das Jahr 1978 markiert einen weiteren Wendepunkt: die Geburt von Louise Brown als das erste durch die Technik der In-vitro-Fertilisation gezeugte Retortenbaby. Damit war die erfolgreiche Trennung von Fortpflanzung und Sexualität vollzogen.

Damit war der Punkt erreicht, den Sven Hillenkamp eingangs treffend skizziert hat: „Wie die Liebe sich einst befreit hat von den Zwecken, die ihr übergeordnet waren, hat die Sexualität sich jetzt befreit von der ihr übergeordneten Liebe [...]. Zwar war die Sexualität nie eins mit der Liebe, doch jetzt bedroht sie sie nicht mehr nur als tierischer Trieb [...], sondern als gleichberechtigter Weg zum Glück.“³⁷ Droht eine von allen übergeordneten Zwecken befreite Sexualität nicht zum fragwürdigen Selbstzweck zu werden? Die damit verbundenen ethischen Herausforderungen hat Judith Butler klar erkannt und fragt: „Welche Neuorganisation der sexuellen Normen wäre notwendig, damit diejenigen, die sexuell affektiv außerhalb der Ehe

oder in Verwandtschaftsbeziehungen neben der Ehe leben, aufgrund der Dauerhaftigkeit und Wichtigkeit ihrer engsten Bindungen rechtlich und kulturell anerkannt werden oder, was genauso wichtig ist, von der Notwendigkeit einer Anerkennung dieser Art frei sind?“³⁸ Der anti-institutionelle Impetus der Überlegungen ist offensichtlich, weil die verfassungsrechtlich garantierte Dominanz des traditionellen Eheverständnisses dieser geforderten Anerkennung im Wege zu stehen scheint.³⁹ Das ist für Judith Butler offensichtlich: „Die dauerhaften sozialen Bindungen, die in den Gemeinschaften sexueller Minderheiten eine existenzfähige Verwandtschaft darstellen, sind in Gefahr, verkannt und existenzunfähig zu werden, solange die Form, in der sowohl Sexualität als auch Verwandtschaft organisiert sind, ausschließlich die eheliche Verbindung ist.“⁴⁰

Vom faktischen Verlust der Monopolstellung der Ehe für die gelebte Sexualität war bereits die Rede. Dem trägt inzwischen auch die Terminologie Rechnung. Anstatt von Sexualethik wird inzwischen von Beziehungsethik gesprochen. Ethisch und rechtlich geht es um die Anerkennung unterschiedlicher Lebensformen, deren Gemeinsamkeit in der verantwortlichen Ausgestaltung gelebter Sexualität im Horizont gelingender Partnerbeziehungen besteht. Die sexuelle Orientierung wird dabei in dem Maße sekundär wie die Sexualität von der Zielsetzung zur Fortpflanzung befreit wird. Im Vordergrund des ethischen Interesses steht dann der verantwortungsvolle, partnerschaftliche Umgang der Liebenden. Dies führt zum dritten und letzten Punkt der Überlegungen.

Sexualität und Liebe. Eine verbindliche Beziehung!

Sexualität und Liebe – aus ihrer möglichen soll eine verbindliche Beziehung werden. Wenn Lieben – wie Thomas von Aquin meint – bedeutet: „jemandem Gutes wollen“,⁴¹ dann erfordert Liebe nicht nur Verantwortung, sondern Liebe befördert Verantwortung.

Der Soziologe Zygmunt Bauman unterstreicht: „In meiner Verantwortung für den anderen spielt die Verantwortlichkeit für meine Wirkung auf den anderen eine entscheidende Rolle. Die Folgen meiner Zuwendung, meiner zärtlich-sorgenden Nähe müssen bedacht sein

[...]; moralische Anforderungen wachsen, während man ihnen nachkommt, wie der Appetit beim Essen. Die von der Geschichte der Liebe hinterlassene Spur verstärkt und weitet sich im Lauf der Zeit und lässt sich immer schwieriger verwischen [...]. Meine Liebe ist *folgenreich*, und ich akzeptiere dies zusammen mit den neuen und wachsenden Verantwortlichkeiten, die entstehen.“⁴²

Die im Zitat anklingende Analogie zu Hunger und Durst darf jedoch nicht vergessen lassen, dass die menschliche Sexualität im Dienst der Erfüllung eines anderen Grundbedürfnisses steht: dem Aufbau eines Schutz- und Freiheitsraumes zur interpersonalen Gestaltung von Intimität und Verlässlichkeit.⁴³ Im Horizont einer Beziehungsethik ist die menschliche Sexualität elementar ein Kommunikationsgeschehen und daher „nach dem Modell von Sprache und Mitteilung [zu begreifen, Anm. d. Verf.]. Sie steht unter dem Grundgebot der Wahrhaftigkeit, weil sie die intensivste Form menschlicher Kommunikation ist [...]“⁴⁴ Die Partner*innen tragen in gleicher Weise Verantwortung für das Gelingen dieser Kommunikation aus dem Geist personaler Wahrhaftigkeit und gelebter Authentizität. Vor allem die sexuelle Begegnung setzt ein hohes Maß an Sensibilität für die Verletzlichkeit des oder der Anderen voraus. Nur so kann die Würde der anderen Person geschützt, geachtet und gefördert werden.

Peter Bieri hat in seinem Buch den Versuch unternommen, Aspekte zu benennen, die für diese Art zu leben beachtet werden müssen. Würde besteht demnach erstens in der Selbständigkeit und zweitens in der lebendigen Begegnung. Würde bedeutet drittens den Schutz der Intimität. Sie besteht viertens in der Wahrhaftigkeit. Sie erfordert fünftens Selbstachtung und sechstens moralische Integrität. Würde geht siebtens einher mit dem Sinn für das Wichtige und Würde anerkennt schließlich achtens die Endlichkeit und Verletzlichkeit des Menschen. Damit sind zugleich die Kriterien einer Beziehungsethik skizziert, der es um ein würdevolles, gelingendes Miteinander der zwischenmenschlichen Beziehungen und der sexuellen Begegnungen geht.

Im Blick auf das Verhältnis von Sexualität und Liebe kommt dem drit-

ten Punkt – dem Schutz der Intimität – eine ganz besondere Bedeutung zu. Für die geteilte Intimität gibt es Abstufungen. Wir entscheiden selbst, was wir wem, wann und wie offenbaren möchten. Körperliche Beziehungen und Begegnungen schaffen eine besondere Form der Intimität und erfordern die „wechselseitige Achtung vor dem privaten Geheimnis [...] und das reziproke Vertrauen in die gegenseitige Verschwiegenheit.“⁴⁵

Peter Bieri unterstreicht: „Intime Beziehungen besitzen eine bestimmte Form der Ausschließlichkeit: Jede solche Beziehung ist anders als alle anderen, und keine ist durch eine andere ersetzbar. Wenn sich die Innenwelten zweier Menschen verschränken, entsteht eine seelische Verbindung, die in ihrer Intensität, ihrer Tonlage und Atmosphäre einmalig und unverwechselbar ist. Das bringt Empfindungen mit sich, die mit Würde zu tun haben. Wir vermeiden es, Gesten, Worte und Rituale, die sich in einer intimen Beziehung ergeben haben und diese Beziehung mit definierten, unverändert in eine neue Beziehung hineinzutragen [...]. Intimität als Routine: Wir spüren, dass das ein Problem würde [...]. Es würde mehr zerstört: die Würde einer intimen Beziehung als der Respekt vor ihrer Unwiederholbarkeit.“⁴⁶

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird deutlich, warum Sexualität und Liebe keinesfalls eine unmögliche Beziehung darstellt. Es reicht auch nicht aus, sie lediglich zu einer möglichen Beziehung zu machen. Notwendig und erforderlich ist vielmehr, Sexualität und Liebe zu einer verbindlichen Beziehung zu machen. Eine solche Perspektive eröffnet dann einen womöglich völlig neuen Blick auf unterschiedliche Lebens- und Beziehungsformen. Überall dort, wo Werte wie Freundschaft, Treue und Wahrhaftigkeit gelebt werden, „verdient dies moralische Anerkennung unabhängig davon, unter dem Vorzeichen welcher sexuellen Orientierung dies geschieht. Diese moralische Anerkennung gilt nicht nur den beiden Partnern als Individuen [...], sondern auch der öffentlichen Lebensform [...], die sie gewählt haben, um ihrem Zusammensein rechtliche Verbindlichkeit und institutionellen Schutz zu geben.“⁴⁷

Sexualität und Liebe – eine verbindliche Beziehung! Das könnte eine zukunftsweisende Perspektive für eine zeitgemäße Beziehungsethik sein. Denn – wie formulierten es SchnipoSchränke so prägnant-provokativ und alles andere als primitiv: „Sex ist doch nur eine Begleiterscheinung der Liebe. Sex ist wie Suff. Aber Liebe ist etwas Verbindliches!“⁴⁸